

Blätter aus Krain.

Beilage zur Laibacher Zeitung.

N^o. 34.

Vierter Jahrgang.

25. August 1860.

Wem Gott ein braves Lieb' bescheert.

Wem Gott ein braves Lieb' bescheert,
Der soll von ihm nit scheiden,
Er soll es halten treu und fest,
Denn wenn er's wieder scheiden läßt,
Dann gehet auch sein Herze mit
Und Ruhe find't er nimmer nit —
Wem Gott ein braves Lieb' bescheert,
Der soll von ihm nit scheiden.

Wem Gott ein braves Lieb' bescheert,
Der soll von ihm nit scheiden.
Die Welt, ist sie wohl schön und groß,
Ist sie doch kalt und liebelos,
Und wenn sein Liebstes scheiden geht
Wie'n Vöglein ohne Bettlein steht —
Wem Gott ein braves Lieb' bescheert,
Der soll von ihm nit scheiden.

Wem Gott ein braves Lieb' bescheert,
Der soll von ihm nit scheiden.
Ein Stündlein lang, ein Stündlein weit,
Und zwischen liegt die Ewigkeit.
Und der euch sang dieß Liedlein gut,
Der klagt es Gott, wie weh' es thut —
Drum, wem ein braves Lieb' bescheert,
Der soll von ihm nit scheiden.

August Corradi.

Eine Reise auf der Eisenbahn.

(Schluß.)

Als ich zurückkehrte, und eben über die Schwelle des Wartsaales treten wollte, blieb ich wie angewurzelt stehen; die geheimnißvolle Dame stand an Karls Seite, starr wie eine Bildsäule, immer noch in ihren weißen Burnus gehüllt. Entschlossen trat ich endlich näher; ich wollte um jeden Preis dieses entseßliche Räthsel lösen.

„Der Arzt wird sogleich hier sein,“ sagte ich in so gleichgiltigem Tone, als es mir möglich war, „wollen Sie nicht seine Hände durch etwas Reiben erwärmen?“

„Kann man damit erwärmen?“ entgegnete sie sanft, indem sie eine eiskalte Todtenband auf die meinige legte. Die Berührung ging mir durch Mark und Bein.

„Sie sind unwohl,“ rief ich aus. „Kann ich etwas für Sie thun? Ruhen Sie sich aus.“

„Ausruhen?“ antwortete sie. „O Himmel, wer das könnte! Denken Sie nicht an mich. Ich kann nicht ruhen.“

Eben wollte ich mit weiteren Fragen in sie dringen, als die Thüre sich öffnete, und der Arzt hereintrat. In diesem Augenblicke ertönte ein gellender Schrei, und als ich mich umsah, war die Dame verschwunden. Dieser furchtbare Schrei hatte selbst das Ohr des Verwundeten erreicht, denn er öffnete die Augen, und fragte, was es gebe?

Auch der Arzt, der sich hastig genähert hatte, frug, wer die Dame gewesen?

„Ich weiß nicht,“ antwortete ich; „sie ist einen Theil des Weges mit uns gereist; ich will nachsehen, wohin sie gegangen ist.“

„Bleiben Sie,“ sagte der Arzt.

„Warum?“

„Weil es vergeblich sein würde.“

„Vergeblich? Warum?“

„Weil die Dame todt ist.“

„Todt?“ rief ich entsetzt. Ich glaubte ein Aechzen im Zimmer zu vernehmen.

„Ja, schon seit einigen Jahren,“ erwiderte der Doktor kaltblütig.

In diesem Augenblicke kam ein Eisenbahnarbeiter herein und brachte Wasser. Der Arzt untersuchte Karl's Wunden; sie waren nicht gefährlich.

„Haben Sie Niemanden aus diesem Zimmer gehen gesehen?“ frug ich den Arbeiter, als er sich entfernen wollte.

„Ich? Nein!“

„Eine Dame in weißem Mantel, mit bleichem Gesicht?“

„Ah, die —?“ antwortete der Arbeiter gelehrt, indem er sich schen umsah.

„Also Sie kennen sie? . . . Sie ist mit uns gefahren.“

„Ja ja, sie fährt öfter mit; — wenn es ein Unglück gibt, immer; wir kennen sie.“

„Es ist gut,“ sagte der Arzt, der jetzt zu mir trat, zu dem Arbeiter. „Du kannst gehen.“

Der Arbeiter ging.

„Bestärken Sie die Leute nicht noch mehr in ihrem Glauben,“ wandte sich der Arzt jetzt zu mir; „sonst wird am Ende Niemand mehr auf dieser Eisenbahn fahren wollen.“

„Aber was soll das Alles bedeuten?“

„Lassen Sie sich eine Geschichte erzählen, die sich vor einigen Jahren auf derselben Strecke, auf welcher Ihnen

heute der Unfall zustieß, ereignet hat. Ein reicher Spinereibesitzer in der hiesigen Gegend hatte eine junge, schöne Gattin heimgeführt. Sie werden mir zugeben, daß sie schön gewesen sein muß, wenn ich Ihnen sage, daß sie vollständig der Dame gleich, die wir so eben zu sehen glaubten. Die junge Frau hing mit zärtlicher Liebe an einem Bruder, der sich tief in Schulden gesteckt hatte, und um ihn vor Schande und Verderben zu retten, war sie leichtsinnig genug, den Namen ihres Mannes auf Wechseln von bedeutendem Betrage zu fälschen. Ihr Gatte entdeckte die Fälschung, wandte sich an die Polizei, und zwang seine Gattin, mit ihm zu reisen, um sie in Glasgow dem Vorstände der Bank, auf welche die gefälschten Wechsel gezogen waren, gegenüber zu stellen. In dem Eisenbahnwagen hatten sie einen furchtbaren Wortwechsel mit einander; er warf ihr Unredlichkeit vor, sie erging sich in Klagen und Verwünschungen über ihn, weil er ihren Bruder dem Gericht überantworten wollte.

„Ghe Sie diesen Zweck erreichen,“ rief sie leidenschaftlich aus, „sollen Sie nimmer an das Ziel Ihrer Reise gelangen, und wenn ich Sie todt zu meinen Füßen sehen müßte!“

Ihr Gemal sprang zornig auf und erklärte ihr, daß er nicht länger mit ihr in demselben Wagen fahren werde; er wollte die Thüre öffnen, fand sie verschlossen, rüttelte wiederholt daran, und lehnte sich endlich weit aus dem Fenster hinaus, indem er nach rückwärts — ihr Wagen war der vorderste — dem Schaffner zurief.

Während er so rief, bemerkte sie, daß der Zug sich einem Tunnel näherte; sie blickte auf ihren Mann, der sich immer weiter hinauslehnte, sah, was bevorstand, was sich ereignen mußte, — aber sie schwieg. Im nächsten Augenblicke erfolgte ein Stoß, ein Krach, und ihr Gemal fiel mit zerschmettertem Haupte in den Wagen zurück, in ihren Schooß. Er war eine Leiche. So fuhr sie nun an dem düstern Abend jenes verhängnißvollen 29. Februars meilenweit dahin, einen Leichnam auf ihrem Schooße, die Hand mit dem Blute des Todten befeckt. Als man den Wagen öffnete, war sie unfähig, sich zu rühren, und beinahe wahninnig. Nach mehrwöchentlichem Siechthum starb sie, eine Beute der heftigsten Gewissensbisse.“

„Und woher weiß man . . .?“

„Auf dem Sterbelager bekannte sie mir, wie Alles gekommen war.“

Karl war, noch ehe die Erzählung begann, vor Schwäche in Schlaf gesunken; er erfuhr sie aus meinem Munde, als wir nach einer Zwischenzeit von einigen Tagen, deren er zur Heilung seiner Wunde bedurfte, wieder zusammen in der Eisenbahn saßen, — ernster, als es sonst zwischen uns üblich war, — um die unterbrochene Reise fortzusetzen.

Das Quecksilberbergwerk Idria

von seinem Beginne bis zur Gegenwart.

Geschichtlich dargestellt von Peter Hisinger,

Dechant und Pfarrer zu Adelsberg.

(Fortsetzung und Schluß.)

Um dem vielfältigen Holzverbrauche genügen zu können, ist dem Bergwerke Idria eine große Waldfläche zur Benutzung vorbehalten, wovon der größere Theil von der Hauptmannschaft Tolmein, der kleinere von den Herrschaften hl. Kreuz und Wippach abgefordert worden; dieselbe enthält vorzüglich Buchen- und Fichtenholz, und mißt nach dem Steuerkataster 13.857 Joch 1333 Quadrat-Klafter. Zur leichteren Herbeischaffung des Holzes sind die alten Klauen oder Wasserflehufen in neuerer Zeit nicht nur besser hergestellt, sondern auch mit neuen vermehrt worden. Die Idriaklause wurde im Jahre 1767 umgebaut, und 22 Klafter lang, 7 Klafter hoch aus Quadersteinen gemauert; die Skalaklause wurde im Jahre 1772 auch größtentheils aus Mauerwerk aufgeführt. Schon vorher, im Jahre 1750, wurde zur Aushilfe die Belizaklause im hohen Gebirge, an einem Nebengewässer des Idriaklusses, neu hergestellt, und rückwärts von dieser ward am Ende des Thales eine kleinere Hilfsklause, die Putriaklause, errichtet; beide stehen noch gegenwärtig in Holz. Zur Zeit der französischen Besitznahme wurde im Jahre 1812 eine dritte Hauptklause am oberen Ende des Kanonlathales hergestellt, nämlich die Dutschiaklause; dieselbe ist auch aus behauenen Steinen schön und fest gemauert. Zum Auffangen des angeschwemmten Holzes ist vor der Bergstadt an der Lend ein großartiger, über 200 Klafter langer Holzrechen errichtet. Endlich ist noch zu erwähnen, daß wegen des vielfältigen Verbrauches an eisernen Werkzeugen und Maschinenbestandtheilen eine eigene Werks- und Zeugschmiede, und wegen der mannigfachen Holzbereitung und Zimmerung eine eigene Zimmerhütte besteht; erstere befindet sich in der Nähe des Antoni-Einfahrtstollens, letztere aber zunächst an der Lend.

Nachdem der ganze Betrieb des Bergwerkes im Einzelnen dargestellt worden, mag auch dessen Erzeugung in der letzten Periode näher angegeben werden. Nach einzelnen Anzeigen der letzten Jahre werden an Erzen und Schlägen im Durchschnitte zu 300.000 bis 350.000 Zentner jährlich gewonnen; im Einzelnen ergab das Jahr 1852 gegen 280.000 Zentner, das Jahr 1853 über 296.000 Zentner Erze und Schläge. Ähnliche Summen dürften die früheren Jahre dieser Periode gebracht haben, insofern eine wirtschaftliche Betriebsweise geführt wurde; größere Zahlen zeigten wohl jene Perioden, in denen der Erzbau übermäßig stark, wenn auch nur auf das reichste Zeug gerichtet, Statt hatte. Die Funde an gediegenem Quecksilber erreichen jedoch nur geringe Mengen, zu 20 bis 50 Pfund des Jahres; nur im Jahre 1770 wurden an einer Stelle 103 Pfund metallischen, sogenannten Jungfern-Quecksilbers gewonnen; das Jahr 1853 gab an solchem 46 Pfund.

An Zinnober wurden in der ersten Zeit nach dem Wiederbeginne der Fabrication nach Haquet's Berichte zu 800 Zentner gewonnen; im Jahre 1790 wurden bereits 1200 Zentner erzeugt. Das Jahr 1838 ergab 250 Zentner Stückzinnober und 1590 Zentner Vermillon. Ueber die Sublimat-Erzeugung, welche vom Jahre 1796 bis 1824 betrieben wurde, können keine näheren Angaben gemacht werden.

Der Handel mit Quecksilber hatte in den ersten Jahren dieser Periode seinen größern Absatz nach Holland, und

den geringeren nach Venedig. Dasselbst wurde das Quecksilber in bedeutender Menge zu Zinnober und Sublimat verarbeitet; ein anderer Theil ging in nahe und ferne Bergwerke, um zum Anquellen der Gold- und Silberze verwendet zu werden. Die Verkäufe geschahen meistens durch Vermittlung der kais. Bergwerks-Administration; die Lieferungen betruhen mehrmal zu 2000 Kägel oder 3000 Zentner Quecksilber. Der im Jahre 1785 mit Spanien geschlossene Vertrag betraf die Lieferung von jährlichen 8000 Zentnern Quecksilber auf 6 Jahre; dieser Vertrag wurde im Jahre 1791 auf die Lieferung von je 6000 bis 10.000 Zentnern Quecksilber auf weitere 6 Jahre verlängert. Aber die übermäßige Erzeugung von Quecksilber in den Jahren 1787 bis 1803, ferner in den Jahren 1809 bis 1813 war für den Handel damit überhaupt nicht vortheilhaft; die Stürme des großen französischen Krieges und die Kämpfe der spanischen Kolonien in Amerika gegen das Mutterland brachten dem gedachten Handel vielfache Hemmnisse. Erst nachdem sich der Friede allseitig mehr befestigt hatte, eröffnete sich für das Quecksilber ein besserer Absatz; dieser steigerte sich nach und nach zur größten Vortheilhaftigkeit, als während des spanischen Thronfolge-Krieges im Jahre 1836 die reichen Quecksilber-Bergwerke zu Almaden ertränkt worden waren. In den letzten Jahren gereicht jedoch eben die Wiederaufnahme der spanischen Bergwerke dem Quecksilber-Handel von Idria zum Nachtheile, und die Preise sind sehr schnell gesunken. Der Absatz des Zinnobers hielt im Ganzen gleichen Schritt mit jenen des Quecksilbers; nach der großen, vorhin angeführten Stocung erholte sich jedoch der Zinnober-Handel langsamer als der Quecksilber-Handel, und derselbe war im Ganzen weniger gewinnbringend. Die Verkäufe geschehen jetzt zum größeren Theile durch die Vermittlung der Bergwerks-Produkten-Verschleiß-Direktion in Wien, zum kleineren Theile durch die Faktorei in Triest.

Die Zahl der Arbeiter zeigt sich in dieser Periode überhaupt größer, als in den vergangenen; die veränderte Betriebsweise und die ausgedehntere Arbeit erforderte dieses. Nach Ferber's Berichte waren im Jahre 1774 im Ganzen 304 Mann am Bergwerke beschäftigt, welche in drei Kompagnien getheilt arbeiteten; zur Zeit der großen an Spanien abzuführenden Quecksilberlieferung steigerte sich die Zahl der Arbeiter auf 900 Mann und darüber, indem Knappen von mehreren Seiten, besonders aus Tirol, herbeigezogen wurden. Seit dem Jahre 1803, wo ein mehr wirtschaftlicher Bergbau eingeführt wurde, war die Zahl bedeutend geringer, 300 bis 600 Mann; in neuester Zeit ist dieselbe wieder gestiegen, und der Stand vom 1. Mai 1839 weist 703 Arbeiter aus. Die Schicht oder Arbeitsdauer hat im nun besprochenen Zeitraume auch eine Aenderung erfahren, wie es bereits Ferber und Haquet für ihre Zeit berichten; dieselbe beträgt nun als Berg- und Hüttenarbeit für die in der Grube und bei den Brennhütten beschäftigte Mannschaft 8 Stunden des Tages, wobei dieselbe kompagnienweise abwechselte. Die ganz veränderte und verbesserte Einrichtung der Gruben macht es den Arbeitern möglich, länger daselbst zu verharren, während dieselben in früherer Zeit auch die Schicht von 6 Stunden oft nur sehr schwer aushalten konnten. Dagegen ist die Tagsschicht für die außer der Grube am Mauerwerke, in der Zimmerhütte und in der Schmiede, im Scheid- und Pochhause beschäftigten Arbeiter länger; sie dauert im Winter 10 und im Sommer 11 Stunden.

Nachdem das Bergwerk in dieser Periode allseitig bessere Einrichtungen aufzunehmen begonnen hatte, mußte auch auf die Herstellung geeigneter Verbindungswege Bedacht genommen werden. Im Jahre 1760 wurde durch den Berg-

rath Anton v. Sartori eine bessere Fahrstraße gegen Oberlaibach begonnen, und im Jahre 1765 vollendet; mit einer für jene Zeit ungewöhnlichen Geschwindigkeit ist der Straßenzug den steilen Abhang des Magdalenenberges herab gegen die Bergstadt geführt. Die Kosten des Baues betruhen 92.000 fl., und man eilte im Jahre 1763 außerordentlich, den Hauptdurchbruch zu vollführen, da man in demselben Jahre einen Besuch des Kronprinzen Josef II. erwartete. Bedeutend später, im Jahre 1823, wurde eine gute Fahrstraße einerseits über Saitrach nach Laak, anderseits über Schwarzenberg nach Wippach der Vollenbung zugeführt; der letztere Zug erhebt sich in vielen Windungen aus dem Thale auf den plötzlich ansteigenden Berggrücken. Endlich wurde, nachdem bereits im Jahre 1735 ein Antrag dafür geschehen, aber bei Seite gesetzt worden, im Jahre 1837 durch die Fürsorge des um das Wohl Krain's viel verdienten Statthalters Gustav Grafen v. Chorinsky eine neue Fahrstraße durch das Salathal über den viel niedrigeren Sattel bei Godovitsch in Angriff genommen, um die Bergstadt Idria mit dem Bahnhofe zu Voitsch in bequeme Verbindung zu bringen. Dieselbe wurde durch die betreffenden Gemeinden der Bezirke Idria und Planina gebaut, und im Jahre 1839 vollendet. Sie steigt aus dem Idriathale längs des Salabaches langsam aufwärts, übersetzt diesen mittelst mehrerer gemauerter Brücken, erreicht so gemächlich den Uebergangspunkt bei Godovitsch, und führt dann auf einem fast ebenen Wege bei Oberloitsch zur Heerstraße, von wo aus die Verbindung mit der Karstbahn besteht.

Zum Schlusse erübrigt es noch, einiges Allgemeine zunächst über den Charakter der Bewohner von Idria anzuführen. Die Hauptmasse der Bevölkerung von Idria bilden, wie auch die ganze Umgebung keine andere Nationalität aufzuweisen hat, Slaven vom slovenischen oder windischen Stamme; mit ihnen haben sich, abgesehen von dem häufig aus anderen Provinzen herkommenden Personale des Beamtenstandes, in einzelnen Zeiträumen Deutsche in größerer Menge verschmolzen, und zwar in der Art, daß das slavische Element das Uebergewicht behauptet hat. Daher ist die allgemeine Volks- und Umgangssprache in der Bergstadt die slovenische; dieselbe entlehnt jedoch die auf den Bergbau bezüglichen Benennungen und Kunstausdrücke größten Theils dem deutschen Munde, z. B. Šelstev, Gesellschaft, pronata, Brennhütte, vasarija, Waschhaus. Die deutsche Sprache ist jedoch nicht nur im Munde des Beamten und höher Gebildeten, oder des geborenen Deutschen überhaupt, sondern auch in jenem des gemeinen Bergknappen sehr häufig zu hören; dieß ist jedoch weniger die Folge der früheren Abstammung mancher Einzelnen, als vielmehr die Frucht der in der Volksschule genossenen Bildung. Im Charakter des Idrianer Volkes ist viel religiöser Sinnes gelegen, wie sich dieser bei verschiedenen Gelegenheiten äußert; Gutmützigkeit und Fröhlichkeit ist ihm zu eigen geblieben, und tritt in Scherz, Gesang und Musik an den Tag; brüderliche Geselligkeit und treue Anhänglichkeit unter einander ist ein hervorleuchtender Zug desselben, der sich auch in der Fremde nicht verläugnet. Ausdauernder Fleiß und stets rührige Emsigkeit zeigt sich im ganzen Thun der Bewohner des Bergortes; ansprechende Reinlichkeit ist in der Grube wie im Hause heimisch, und gefällige Nettigkeit deutet sich in der Kleidung wie im übrigen Aeußeren an.

Dem Idrianer Bergmanne gebührt das Lob, daß er zu jeder Arbeit tauglich und geschickt ist; er ist nicht allein Hauer, sondern auch Maurer und Zimmermann; er findet sich im Wasch- oder Scheidhause, wie auch im Pochhause zurecht, und läßt sich ebenso gut und brauchbar bei der

Brennhütte an. Er kann daher nicht nur nach dem Bedarfe des Werkes, sondern auch nach dem Maße seiner Kraft und Gesundheit beliebig in der Arbeit verwendet werden; daher steht ihm die Gelegenheit zum Verdienste, wo nicht auf der einen, so auf der andern Seite offen. Die Abtheilung der ganzen Bergknappenschaft in drei Kompagnien besteht noch fortwährend, wie in früherer Zeit; sie gründet sich auf das Erforderniß, die Grubenarbeit durch Wechsel der Mannschaft ununterbrochen fortzusetzen. Andererseits ist auch das Frauenvolk zu Idria nach seiner Art zu jeder weiblichen Handarbeit geschickt; es nähert und strickt für den Hausbedarf, pflegt den Gemüße- und Blumengarten selbst zum Ausverkaufte, und verfertigt feinere und gröbere Spizen, von denen die ersteren theilweise in Krain, die letzteren größtentheils in Istrien und Kroatien Absatz finden. Man schätzt den jährlichen reinen Gewinn von der Spizen-Erzeugung auf 15.000 fl. und darüber; die Idrienerinnen bestreiten daraus ihren netten und fleidsamen Anzug, welcher überhaupt die Mitte zwischen dem städtischen und ländlichen hält.

Ueber die Gesundheitsverhältnisse unter den Bergleuten läßt es sich bemerken, daß sich dieselben in dieser Periode überhaupt gebessert haben. Scopoli nennt im Jahre 1761 noch als den Knappen eigene Krankheiten, Zittern der Glieder, Speichelfluß, erschwertes Athmen, heisere und trockene Husten, Wechselfieber und Durchfälle. Allein Hacquet berichtet im Jahre 1781 bereits, daß man im ganzen Werke keinen Mann finde, welcher mit Zittern der Glieder behaftet, oder durch Quecksilber zum Dienste untauglich geworden wäre. Man ließ nämlich die Hauer weniger an solchen Orten arbeiten, die sehr warm und mit Quecksilberdünsten erfüllt sind; dieß sind eben Schiefer, in denen gediegenes Quecksilber enthalten ist, die nun schon seltener bauwürdig sind. Auch setzte die neue Brennethode mit vertikalen Flammöfen die Arbeiter weniger der übergroßen Hitze und den Quecksilberdämpfen aus, als jenes ältere Verfahren mittelst eiserner Retorten. Die Grubenarbeit war in der Folge für die Gesundheit um so weniger nachtheilig, als man angefangen hatte, für Wetterwechslung möglichst zu sorgen, wie es bereits oben erwähnt worden. Bei dem Brennen der Quecksilbererze zeigten sich auch die Flammöfen mit Kaminen für die Gesundheit der Arbeiter dienlicher, als jene mit Alludeln; die horizontalen Flammöfen stellen die Heizer dem Feuer und dem Ergrauhe wohl mehr bloß; dafür wird aber mit ihnen häufiger gewechselt, abgesehen davon, daß die Lüftung höher angelegt ist. Aus Gesundheitsrückichten geschieht auch das Brennen in den vertikalen Flammöfen nur im Winter, und das Brennen in den horizontalen Flammöfen wird wenigstens in der heißesten Jahreszeit ausgefetzt. Merkwürdig ist es, daß das Brennen der Quecksilbererze zur Cholerazeit ein Gegenmittel gegen das Eindringen der verheerenden Seuche zu bieten schien, da Idria sammt der Umgegend von derselben verschont blieb. Uebrigens hat die gegenwärtige angemessene Einrichtung der Wohnhäuser, dann auch das Ausbauen der dichten Wälder in der Umgebung, wodurch den Winden freierer Zutritt in's Thal gestattet wird, eine wohlthätige Wirkung auf den Gesundheitszustand der Bewohner von Idria ausgeübt.

Im Verlaufe der Begebenheiten ist schon mehrmals mit banger Sorge die Frage aufgestellt worden, ob das Bergwerk nicht seinem Ende nahe sei; und die Antwort ist bisher immer in der Weise ausgefallen, daß ängstliche Besorgnisse behoben wurden. Auch gegenwärtig, am Schlusse dieser geschichtlichen Darstellung, läßt sich eine gleiche Antwort auf die vorbenannte Frage geben, und insbesondere aus-

sprechen: daß Idria bei dem bisher bekannten Erzeichtume, bei einer mit vernünftiger Vorsicht geführten Betriebsweise und bei einer in der bisherigen Art glückenden Abwendung widriger Vorfälle, noch in der Zukunft wenigstens eine ebenso lange Geschichte ersehen kann, als eine solche bis zur Gegenwart gehabt hat. Es wird daher noch lange und viele Jahre der Bergmannsruhm: „Glück auf!“ daselbst erschallen können.

Buonaparte und das rothe Meer.

In der Gefangenschaft auf St. Helena schrieb der Erz-Kaiser Napoleon I. über eine im rothen Meere bestandene Lebensgefahr in seinen Memoiren ganz kurz: „Die Zeit der Ebbe benutzend zog ich trockenen Fußes durch das rothe Meer; auf dem Rückwege überraschte mich die Nacht und ich verirrte mich in der anschwellenden Flut. Ich lief die größte Gefahr, auf eben solche Weise umzukommen, wie Farao, und das würde dann den Predigern einen herrlichen Text gegen mich geliefert haben.“

Zur Ergänzung fügen wir nach St. Hilaire hinzu: General Buonaparte kam während seiner Expedition in Egypten 1798 nach Suez. Nachdem er die Stadt besichtigt hatte, beschloß er, über das rothe Meer zu gehen, um den „Mosesbrunnen“ zu besuchen. Als sich (am 28. Dezember) um Acht Uhr die Flut verlaufen hatte, durchschritt er das Bett des Meeres und befand sich in Äfien. Hier empfing er an der Quelle den Besuch einiger arabischer Häuptlinge und stieg dann wieder zu Pferd, um die Ruinen einer großen Wasserleitung zu sehen. Nun erst dachte er an die Rückkehr und kam zur Seefüste, wo es zu nachten anging. Sein Gefolge rieth ihm, den Tag abzuwarten, da die Flut im Anzuge war, allein Buonaparte rief den Führer zu sich, und befahl ihm, vorwärts zu gehen. Man hatte noch nicht den halben Weg zurückgelegt, als die ersten Wellen die Hufe des Pferdes benetzten; das Wasser stieg mit Schnelligkeit und die Dunkelheit machte es unmöglich, zu sehen, wie weit man noch zu gehen hatte. General Caffarelli, der wegen seines hölzernen Beines sich nicht gehörig im Sattel halten konnte, rief nach Hilfe. Die Karavane gerieth durch den Nothschrei in Unordnung. Jeder floh nach der Richtung, in welcher er das Land am ersten zu erreichen hoffte. Buonaparte allein folgte ruhig dem Araber, der vor ihm ritt. Inzwischen stieg das Wasser immer höher, sein Pferd konnte nicht mehr fort. Ein Araber von hohem Wuchs und herkulischer Kraft sprang von seinem Roß ins Meer, nahm den General auf die Schulter und trug ihn wie ein Kind, indem er sich an das Pferd des vor ihm reitenden Arabers hing. Schon erreichte das Meer seine Schultern, kaum vermochte er sich noch auf den Beinen zu erhalten. Die Wogen stiegen mit schauderhafter Schnelligkeit; noch fünf Minuten und der Tod eines einzigen Menschen würde das Schicksal der Welt anders gestaltet haben. Buonaparte ward gerettet, nur sein Pferd ertrank!

Quecksilberuhren.

Nach dem Prinzipie der Sanduhren werden jetzt in London Quecksilberuhren verfertigt. Eine Glasröhre, wie die eines Barometers, enthält eine kleinere Röhre, die mit Korkpfropfen geschlossen ist. Das Quecksilber drückt die Luft durch den Pfropfen in die Röhre, wo ein Quecksilberzeiger die Stunden angibt. Die Uhr läuft 20 Stunden, worauf sie umgedreht wird. Für gewisse Zwecke, beim Billardspiel u., mag diese Uhr wohl anwendbar sein.